

(Nachdruck verboten.)

181

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Stegmüller merkte gut: was der da vorbrachte, war nicht das unüberlegte Geschwätz eines Zornigen. Der wußte, was er wollte. Die Rede gefiel ihm nicht; aus dem Munde eines anderen wäre sie ihm leichtfertig vorgekommen. Aber es lag etwas so Festes und Bestimmtes in dem Wesen des Schullerbauern, daß er Achtung vor ihm empfand.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „Ihr kommt mir ganz verändert vor.“

„Sie wer'n mi für schlecht halt'n, Herr Lehrer.“

„Nein, Schuller, aber es tut mir leid, daß gerade Ihr so redet.“

„Nachher künden S' mir nur grad' d' Freundschaft net auf; dös tat mi verdrießen, wo mir uns scho bald dreiß'g Jahr kennan.“

„Das tu ich nicht. Ihr wißt's recht gut. Und jetzt gut Morgen, Schuller!“

„Adjes, Herr Lehrer!“

Stegmüller ging seinen Weg zurück. Am Waldrande hielt er und schaute um.

Der Schuller war schon wieder rüstig bei der Arbeit, als wollte er die veräumte Zeit einholen.

7. Kapitel.

Den 16. November waren die Gemeindevahlen in Pittlbach, Aufhausen und Zillhofen, den 17. in Giebing, Fahrzenhausen, Schachach und Webling, den 18. in Wiberbach, Edelholzhausen und Erlbach. In Zillhofen wählten sie den Blasbauern Joseph Kaltner zum Bürgermeister, der für einen heftigen Bauernbündler galt; in Schachach kam der Hädelmayer in den Ausschuß.

Der Reisinger von Giebing fiel durch, aber sein Gegner hatte nur eine Mehrheit von zwei Stimmen. Und außerdem konnte sich der Herr Dekan über diesen Sieg nicht übermäßig freuen, weil der Stuhlberger Beigeordnete wurde.

In Fahrzenhausen fielen beinahe alle Stimmen auf den Wagnerbauern Peter Lochmann, der schon bei den letzten Landtagswahlen gegen den Pfarrer aufgetreten war.

Die Erlbacher gaben dem Hierangl 44 Stimmen, dem Schuller 53; damit war dieser zum Bürgermeister gewählt.

In allen Gemeinden sagten die Leute, daß sie solche Wahlen noch nie gesehen hätten. Sonst gab man gleichmütig seine Stimme ab und kümmerte sich nicht viel darum, wen es traf.

Streit gab es selten; und das Politische kam nicht in Frage. Diesmal brannte es an allen Ecken und Enden; in jedem Dorfe stand eine Partei gegen die andere.

Die Geistlichen warben offen und versteckt um Stimmen; sie sagten von den Kanzeln herunter, daß man sich einer großen Gefahr aussetze, wenn kirchenfeindliche Menschen an das Ruder kämen.

Das Unterste würde zu oberst gefehrt; in weltlichen Dingen finge das Unglück an, und wo es ende, könne nur Gott allein wissen. Sie versuchten die Männer zu überreden und zogen die Weiber auf ihre Seite.

In Zillhofen ermahnte der Kooperator sogar die Schuller, daß sie ihre Väter in das tägliche Gebet einschließen sollten, damit sie der liebe Gott festhalte am katholischen Glauben.

Die Bauernbündler schauten nicht untätig zu. Sie hatten noch nicht die Mittel, welche zur Ausbreitung einer neuen Bewegung notwendig sind; sie hielten keine Versammlungen ab, ja, es hatte sich noch nicht einmal ein Kern von Vertrauensmännern gebildet.

Trotzdem fanden sie sich zusammen; von Haus zu Haus ging die Verabredung, und nur verlässige Männer wurden in das Vertrauen gezogen. Einer wußte vom anderen, ob er fest standhalte und der gemeinamen Sache dienen wolle.

Die richtigen Männer kannte man weitem auf Stunden, die Unsicheren waren für alle gezeichnet. Ohne Flugschriften und Aufrufe verständigten sich die Leute, warben Anhänger und trafen die Auswahl der Männer, welche sie an die Spitze

stellen wollten. Am entscheidenden Tage gab es viel Lärm, Die Leute, welche sich zum erstenmal einer politischen Aufregung überließen, hatten noch nicht gelernt, ihre Freude am Erfolg oder ihren Aerger über eine Niederlage zu verstopfen.

Der alte Hädelmayer in Schachach gab einen offenen Stimmzettel ab und sagte, das Versteckenspielen habe ein Ende, und wer eine Schneid' habe, der müsse sie herzeigen.

In Giebing stellten sich die jungen Burschen vor dem Wahllokal auf und brachten jedem Anhänger des Dekans Meß eine Katzenmütze. Der Hirner von Aufhausen trank sich einen festen Rausch an und sagte zum Wahlkommissär, ihm wär' es das liebste, wenn man gleich über den Adel und die Geistlichkeit einrückte; er wolle schon zuhauen, daß alle am Leben verzagen müßten.

In Zillhofen kam es zu einer Prügelei und in Wiberbach mußten die Schwarzen schleunig aus dem Wirtshause flüchten, weil sie sonst übel gefahren wären. Die Erlbacher blieben ruhiger. Fast alle Stimmberechtigten erschienen; eine halbe Stunde vor Schluß fehlten nur mehr etliche Stimmen zur Vollzähligkeit. Das Ergebnis war im voraus nicht sicher; der Hierangl hatte viele Anhänger, und der Pfarrer Baustädter setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn durchzubringen. Er ließ sich von seiner Festigkeit so hinreißen, daß er im Wahllokale aus- und einging und verschiedene Leute ansprach.

Als zuletzt noch der alte Keimel austauchte, der über Jahr und Tag krank daheim lag, wußten alle, daß ihn nur der geistliche Zuspruch zu dieser Kraftanstrengung gebracht hatte.

Und alles half nichts; der Schullerbauer blieb Sieger mit neun Stimmen Mehrheit.

„Zum Bürgermeister ist also gewählt Andreas Vöst, Dekonom von Erlbach...“

„Und ein Wivat hoch!“ schrie der Haberlschneider, „koan Bessern hamm mir no net g'habt.“

„Vielleicht waarst du no der Besser g'wen!“ sagte der Hierangl.

„Na, i net; aba du scho gar it.“

„Du deriff'n scho lob'n; du bist ja sei Spez'l.“

„Geh hoam, Hierangl! Do verbeanst dir nix bei ins! Geh zum Pfarra, nacha könn't's woana mitanand!“

„Bo dir laß i mir nix schaffen, du bist mir g'weni, hast g'hört?“

„Geh hoam, du! So dumm waar i net, daß i mir an Zorn a so merk'n lasset.“

„Haberlschneider, der Lezt' hat no net g'schoben.“

„So? Habt's no an Spitaler hinten, weil der alt' Keimel it g'langt hat?“

Alle lachten. Der Hierangl drängte sich durch die Umstehenden und ging zornig auf die Straße.

Der Teufel soll alles holen und den Schuller zuerst! Der ihm überall in den Weg trat. Bürgermeister oder nicht, da lag ihm nicht so viel daran. Aber daß er wieder gegen den verspielt! Und daß der sich groß machen durftel!

„Was willst?“ fuhr er den Seitner an, der ihn bei seinem Hause erwartete.

„Nix will i, griiß Gott sag' i.“

„'s Good, und laß ma mein Ruah!“

„No, no! Jetzt fahr net glei oben auf!“

„I muuß dir vielleicht Dank scho sag'n, weil's den Spitzbuam zum Bürgermoasta g'macht habt's? Den ganz schlecht'n!“

„Aber i net; dös woacht du guat.“

„Ja, du net! Und ös alle net! Was is denn nacha mit mein Geld? Wann gibst mir denn dös z'ruck?“

„Gent' net, weil i's net hab'; a bissel werst scho no wart'n kinna.“

„Na, i maq nimma. I will mit koan Erlbacher nix mehr z'toa hamm. I will mei Geld, und firt!“

„Laß amal g'scheidt mit dir red'n; deine Freund' soll't's do scho kenna!“

„I brauch' koan Freund.“

„So muußt d'as machal Weil's dir jekt net 'nnoa.“

ganga is, waar gar koana mehr was. Wer is denn unananda'lossen für di, und hat g'redt für di?"

„Koa schlechte Arbet zahlt ma'r it.“

„Dös is a schlechte Arbet, wenn der ander a paar Stimma mehr hat! De hätt' er net kriagt, wann jekt net de G'schicht mit'n Bauernbund waar.“

„Dös is mir wurscht! Wo mir aus is der Schuller Bürgermoasta oder net. Dös bekümmert mi durchaus gar nig mehr.“

„Paß auf, der Psarra hat zu mir g'sagt, du sollst morg'n nach der Meiß' zu eahm aufi kemma.“

„I brauch' nig vom Psarra!“

„I glaab, er hat was im Sinn. Mir hat er's it g'sagt.“

„I laß mi auf gar nig mehr ei.“

„Dös brauch't's ja net. Werst scho hör'n, was er sagt, uno bal's dir it paßt, allaweil z'rucktch.“

„I glaab's net, daß i 'naufgeh.“

Der Schuller saß hembärmelig auf der Ofenbank und rauchte. Seit langer Zeit war ihm nicht mehr so wohl gewesen. Er hatte keinen Ehrgeiz und wollte nicht mehr sein wie die andern. Aber diese Wahl hatte er für eine Probe angesehen. Es mußte sich zeigen, ob er noch etwas galt, nach den Unbilden, die ihm der Pfarrer öffentlich angetan hatte. Wer eine Beleidigung einschleichen muß, verliert leicht sein Ansehen. Die Leute fragen nicht immer nach Recht oder Unrecht, und sehen bloß den Schlag, den einer kriegt.

Aber jekt, weil es gut hinausgegangen war, fühlte er festeren Boden unter den Füßen; auch im eigenen Hause. Es war ihm vieles nicht recht gewesen in der letzten Zeit.

Die Weiber redeten unnützes Zeug, wie Leute, die eine Verlegenheit redselig macht. Und jedes Dorfgeschwätz fand Eingang in seinem Haus. Aber jekt mußte die alte Ordnung wieder einkehren. Und das war recht und nützlich. Er lachte still vor sich hin. Wie das Weibervolk ist! Als er seiner Bäuerin die Mitteilung machte, war ihr erstes, ob wohl die Bäcker Ulrich Marie das schon wüßte, und wie die sich ärgern würdel! Das ist immer die Hauptsache, was die andern dazu sagen.

Ein breiter Schatten fiel in die Stube. Der Schuller schaute auf und sah am Fenster den Haberlschneider, der vergnügt hereinkam.

„Da sitzt er,“ sagte er, „und i suach di überall. Was is denn Bürgermoasta, kimmst net ins Wirtshaus und zahlst a paar Maß, weil mir so tapfer hing'standen san für di?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wenn man eine Uhr findet...

Von Georges Courteline.

Autorisierte Uebersetzung von A. Soberst-Neumann.

Auf der Elektrischen stehend, sah ich meinen Freund Breloc, der gerade über den Platz Blanche ging und ein so empörtes Gesicht zog, daß ich abstieg, um ihn nach dem Grund zu fragen: „Run, zum Teufel, Breloc, Du machst ja ein Gesicht, als ob Du Essig getrunken hättest!“

Er antwortete: „Kein Wunder! Ich war bis eben auf der Wache!“

Ich vermutete, daß er etwas Unehrenhaftes getan hätte und machte eine bedenkliche Miene. Er witterte gewiß meinen geheimen Gedanken, denn er sagte empört:

„Du bist wohl nicht ganz richtig! Ich mußte sitzen, weil ich heute nacht auf dem Boulevard Saint Michel eine Uhr gefunden habe. Das klingt wenig wahrscheinlich, nicht? Dennoch ist es so wie ich. Dir sage und ich bin noch krank vor Wut und Schreck. Uebrigens urteile selbst. Du hast wohl ein paar Minuten Zeit?“

„Selbstverständlich!“

„Also höre und laß es Dir eine Lehre sein.“

Mit der gefundenen Uhr in der Hand — einer wirklich schönen Uhr mit Goldbedel und fein gravierten Initialen — stellte ich mich Schlag neun Uhr im Polizeiamte ein und verlangte zum Polizeikommissar geführt zu werden. Der Herr Kommissar, der gerade seine Schokolade schlürfte, sagte mir nicht guten Morgen und bot mir keinen Platz an, sondern brumnte mich an: „Was wollen Sie?“

Ich verzog den Mund zu dem distreten Lächeln des Mannes, der eine glänzende Tat vollbracht hat und der erwartet, mit Lorbeeren geschmückt zu werden.

„Herr Polizeikommissar, ich habe die Ehre, eine Uhr in Ihre Hände zu legen, die ich heute Nacht gefunden habe und die . . .“

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als der Kommissar sich erhob und wiederholte: „Eine Uhr! Eine Uhr!“

Polizisten spielten in der Dienststube Piquet.

Er rief ihnen zu: „Schließen Sie die Tür zur Strafe. Man kommt herein wie in einen Laubenschlag!“ — Und er murmelte mürrisch etwas in den Bart, bis sein Befehl ausgeführt war.

Dann beruhigte er sich, nahm wieder Platz und sagte: „Wollen Sie mir den Gegenstand geben?“

Ich tat es.

Er bemächtigte sich der Uhr und eine Minute befühlte er sie, dann drehte er sie hin und her, beroch sie, zog sie langsam auf und besah sich innen den Dedel.

„Ja,“ sagte er endlich mit ernster Miene, „es ist eine Uhr, da ist nichts dagegen zu sagen.“

Darauf versenkte er die Uhr in die Tiefe eines ungeheuren Geldschrankes, den er doppelt und dreifach verriegelte. Ich sah ihm erstaunt zu.

Er fragte: „Und wo haben Sie, bitte, diesen Wertgegenstand gefunden?“

„Boulevard Saint Michel,“ sagte ich, „an der Ecke der Rue Monsieur le Prince.“

„Auf dem Boden, auf dem Trottoir?“

Ich bejahte es.

„Seltsam, sehr seltsam,“ sagte er nach einigem Zögern und warf mir dabei einen recht mißtrauischen Blick zu. „Das Trottoir ist eigentlich nicht der Platz, wo man eine Uhr hinlegt.“

Ich lächelte.

Der Kommissar sah mich mit gerunzelter Stirn an. Ich schwieg und hörte auf zu lächeln.

Er nahm wieder das Wort: „Wer sind Sie überhaupt?“

Ich gab meinen Namen.

„Wo wohnen Sie?“

„Place Blanche.“

„Welches Einkommen haben Sie?“

Ich setzte ihm auseinander, daß ich zwölftausend Fran! Rente habe.

„Wie spät war es ungefähr, als Sie die Uhr fanden?“

„Es war drei Uhr nachts.“

„Nicht später?“ fragte der Kommissar, der plötzlich ironisch wurde.

„Mein Gott, nein!“ sagte ich naiv.

„Run, ich mache Ihnen mein Kompliment!“ spottete mein Examinator. „Sie scheinen mir ja eine eigenartige Existenz zu führen.“

Und als ich ihm sagte, daß ich das Recht habe, zu leben, wie es mir paßt, sagte er:

„Möglich. Nur frage ich mich, was Sie nachts um drei Uhr Ecke Boulevard Saint Michel und rue Monsieur le Prince zu suchen haben, da Sie doch vorgeben, am Place Blanche zu wohnen?“

„Wie, ich gebe vor? Wenn ich etwas sage, so stimmt es!“

„Das wird sich herausstellen. Währenddessen haben Sie doch die Liebenswürdigkeit, nicht immer von der Frage abzulenken und mir strikt alles zu beantworten, was ich Sie pflichtgemäß fragen muß. Ich frage Sie, was hatten Sie zu einer so vorgerückten Stunde in einem Stadtviertel zu suchen, das nicht das Ihre ist?“

Ich sagte ihm, wie es auch der Wahrheit entsprach, daß ich von meiner Geliebten kam.

Er notierte es und fragte:

„Wer ist Ihre Geliebte?“

„Was geht das Sie an?“ stieß ich ärgerlich hervor.

„Sprechen Sie zu mir?“ schrie der Kommissar.

„Ich denke doch.“

Der Kommissar wurde grün und gelb vor Wut.

„Ah so, mein Jungchen, Sie fallen aus der Rolle. Sie sprechen in einem Ton, an den Sie mich nicht hätten erinnern sollen . . . ebenjowenig wie an Ihr Gesicht.“

„Was?“

„Einen Augenblick Stille.“

„Sie sind noch nicht vorbestraft, Breloc?“

Das war zu viel.

„Aber Sie vielleicht?“ fragte ich.

Mit einem Sprung stand der Kommissar vor mir.

„Sie Lämmer, Sie!“ schrie er.

„Sie Esel!“ gab ich zurück.

Als ich das ausgesprochen hatte, schien meine letzte Stunde geschlagen zu haben. Der Kommissar stürzte sich auf mich, spudend, keuchend, mit blutrotem Kopf. Unter seinen Brauen sah ich wild zwei grüne Augen flammen.

„Was sagen Sie?“ stammelte er, „was sagen Sie?“

Ich versuchte ein Wort hervorzubringen, aber er ließ mir keine Zeit. Er brüllte:

„Und ich sage, daß Sie ins Gefängnis kommen! Solch' unverschämter Salunkel! Wehe Ihnen, wenn Sie es noch wagen, den Mund aufzutun! Sie wollen sich über mich und die Staatsgewalt, deren Repräsentant ich bin, lustig machen! Aber Sie sind an den Richtigen gekommen!“

Jedes einzelne seiner Worte begleitete er mit Faustschlägen auf seine Schreibereien, die auf dem Tische lagen.

„Kenne ich Sie denn überhaupt? Weiß ich denn, wer Sie sind?“

Sie sagen, Sie heißen Breloc, aber ich weiß nicht, ob das wahr ist. Sie sagen, daß Sie Place Blanche wohnen, aber wer beweist mir

das? Sie sagen, Sie haben 12 000 Frank Rente, muß ich Ihnen das glauben? Zeigen Sie mir doch etwas von Ihren 12 000 Frank Rente! Ja, es würde Ihnen schwer fallen!"

"Ich war ganz verblüht.
"Al das ist nicht klar!" schloß er heftig. "Hören Sie, nichts weniger als klar, und ich weiß noch nicht, ob Sie nicht die Uhr gestohlen haben!"

"Gestohlen?"
"Ja, gestohlen! Uebrigens ist das noch nicht alles. Wir werden uns Klarheit darüber verschaffen!"

Bei dem Lärm kamen Polizisten dazu.
Er schrie ihnen zu:
"Reißen Sie den Mann!"

Der Mann war ich.
Sie rissen mir die Kleider vom Leibe und in wenigen Minuten fiel mein Hemd auf meine nackten Füße herab.

"Ach, Sie wollen sich noch wehren, Sie unverschämter Kerl, Sie! Fesseln Sie ihm doch Arme und Beine, wenn er sich sträubt!"

Bei der Erinnerung an die ausgestandenen Leiden klang Breloc's Stimme ganz heiser.
Und als ich lächelte, unter mißbilligendem Kopfschütteln lächelte, drohte mein unglücklicher Begleiter mit der Faust:

"Laßt mich nur noch einmal eine Uhr finden, laßt mich nur noch einmal eine finden!"

Henker Zopf.

Von Otto Nühle.

Das Mandarinentum der Schule genießt den Ruhm, Reformen und Neuerungen in ganz besonderem Maße abhold zu sein und allen Fragen, die einer fortschrittlichen Entwicklung des Volksschul- und Volkshilfswesens irgendwie die Wege ebnen könnten, mit ungewöhnlicher Verständnislosigkeit und Hartnäckigkeit gegenüberzustehen. Mit vollem Recht ist die Geschichte der Schulreform eine Geschichte des beherrschenden Widerstandes gegen die Schulreform genannt worden. Daher noch heute die stidige Moderlust des Mittelalters in unseren Schullekern, daher die Unmenge der altersschimmigen Zöpfe, mit denen sich die offizielle Kindererziehung noch herumplagen muß, Kraft und Zeit nutzlos vergeudend.

Unter den Dingen, die bis in die Gegenwart im Schulleben der Jugend eine Hauptrolle spielen, steht neben dem Examen und der Penjur die Lokation obenan. Der heute noch fast allgemein übliche Brauch, die Reihenfolge der Sitzplätze der Kinder in den Klassen nach den angeblichen Leistungen und dem Grade der geistigen und sittlichen Reife zu bestimmen, ist einer der veraltetsten und unsinnigsten Schulzöpfe, der schon lange verdient hätte, abgeschnitten und ins Praseifeuer geworfen zu werden. Wenn vor kurzem dem Henker Drill in der Schule eine Broschüre gewidmet worden ist, die seine namenlosen Verbrechen an der Jugend aufzeigte, so soll hier dem Henker Zopf zuleibe gegangen werden.

Jeder Pädagoge weiß, was jeder Laie begreift: daß die Schiedung der Kinder nach Fähigkeiten eine ebenso unsichere als unvollkommene Sache ist und ihrer ganzen Natur nach auch sein muß. Wohl gibt es in jeder Klasse Reife und Unreife, Normale und Anormale, die man leicht herausfindet; auch wenn durch Hilfsschulen eine Absonderung der Minderbegabten erfolgt ist, erkennt man ohne erhebliche Schwierigkeit, welches die Tüchtigsten und welches die Untüchtigsten sind. Aber außer diesen gibt es noch so viele Befähigungsgrade, die zwischen den beiden Extremen liegen, besteht noch eine ganze große Stufenleiter in der intellektuellen, sittlichen, ästhetischen, praktischen und sonstwelchen Tüchtigkeit, daß gar keine Möglichkeit besteht, die feinen Unterschiede scharf und sicher zu erfassen, zu bemessen, in ihrem Verhältnis zu einander zu bewerten und aus ihnen ein Urteil über die geistige Beschaffenheit im ganzen abzuleiten, ohne dabei Irrtümer zu verfallen, Fehlschlüssen ausgesetzt zu sein und Ungerechtigkeiten zu begehen. Die Individualitäten der Kinder sind so verschieden, die einzelnen Seiten der kindlichen Psyche sind noch so ungleich entwickelt und oft so raschen Veränderungen unterworfen, der ganze geistige und sittliche Entwicklungsgang der in der Menschwerdung begriffenen Keimen ist so unzähligen sozialen und unpersönlichen Einflüssen ausgesetzt, ist so abhängig mit von der familiären und gesellschaftlichen Umgebung des Kindes, daß der Lehrer, der das Kind nur wenige Stunden des Tages in seiner Nähe sieht, nicht im entferntesten beurteilen kann, ob das eine Kind seinen Fähigkeiten oder Leistungen nach höher rangiert als ein anderes oder nicht. Man versuche das Wild der Wellen festzuhalten, daß der Fluß in seinem Laufe bietet — die nächste Sekunde schon hat es zerstört und durch ein anderes ersetzt; man fälle ein Urteil über das Wesen und die Geistesbeschaffenheit eines Kindes, und der morgige Tag schon belehrt uns sicher, daß wir uns getäuscht haben. Es ist bei ihm eben alles noch im Fluß, in treibender, wechselvoller Entwicklung. Die beste und geistreichste Psychologie geht dabei in die Brüche. Wie vermöchte sie auch zu erkennen, inwieweit die Leistungen der Kinder, ihr Lernen, ihre häuslichen Arbeiten, ihre Aufmerksamkeit und geistige Lernbereitschaft mitbestimmt werden durch erdenklich viele außerhalb der Schule liegende Faktoren! Muß sie nicht notwendig zu dem Resultat gelangen: es ist unmöglich, zu sagen, eine Leistung ist besser als die andere schlechter? Gewiß: eins ist weniger als zwei, und wer nur einen Fehler

machte, hat eine bessere Arbeit geliefert als ein anderer, der es auf sechs oder sieben brachte. Aber erschöpft sich denn die pädagogische Weisheit in diesem mechanischen Additionsexempel? Klebt sie an solchen rein äußerlichen, oft genug rein zufälligen Merkmalen? Hat sie keinen anderen Maßstab zur Beurteilung der Fähigkeiten und des geistigen Reifegrades der Kinder? Gewiß, rufen uns die pädagogischen Praktiker zu, wir sammeln das ganze Jahr hindurch Material, es entgeht uns nichts, was für unser Urteil über Anlagen, Fleiß, Wohlverhalten, Aufmerksamkeit, Ordnungsliebe in Betracht zu kommen hat. Mit Mühe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit wird über alles und jedes das Jahr über Buch geführt; ist das Jahr herum, so steht das Urteil auf Grund der Unterlager bald fest und dementprechend wird dann der Platz in der Klasse bestimmt.

"Ich habe einmal — schreibt ein Lehrer in der „Sächs. Schulzeitung“ — ein solches Buch gesehen. Es war liegen geblieben und da habe ich hineingeguckt. Aber sehr bald und sehr schnell habe ich's wieder zugemacht und weggelegt. Was drin stand? Am: 25. Mai. Müller kam zwei Minuten zu spät. Er wurde verwahrt. Paul hatte kein Taschentuch mit, er hat auch schlecht gelesen. Lange hat seine Sriefeln schlecht gepuht. 27. Mai. Müller kam trotz Verwarnung wieder zu spät. Herrmann hat kein Lössblatt im Tagebuch. Friedrich hat das Spruchbuch vergessen. Und so geht es fort tagelang, wochenlang, monatelang, durchs ganze Jahr. Aber zur Zeit der Penjuren tut das Wüchlein dann unschätzbare Dienste. Da wird zusammen gerechnet, wieviel mal Müller im Jahre zu spät gekommen ist, wie oft der kein Taschentuch, jener keinen Federhalter mitgebracht, wie oft etwas nicht vollständig oder nur unsicher gelernt war. Ach, mir wird bange, wenn ich daran denke."

Eine elendere und trostlosere Methode zur Erforschung des geistigen Entwicklungs- und Reifegrades der Kinder läßt sich kaum denken. Gerade die nervöse Unruhe, die durch dieses Inquisitionsverfahren in die Schulklassen getragen wird, und die fortgesetzte psychische Depression, die sich der ewig genierten Kinder bemächtigt, vereiteln mit tödlicher Sicherheit, was die armeneligen Ueberschlaubeit abgeschmackter und stumpfsinniger Pedanten erreicht zu haben glaubt. Die Penjuren fallen nach diesem Verfahren sicher noch ungerechter aus als sonst, und auch der dem Kinde zugewiesene Klassenplatz wird als harte Ungerechtigkeit empfunden. Auf die Erziehung des Kindes aber übt eine ungerechte Behandlung die denkbar nachteiligste und verhängnisvollste Wirkung aus. Nicht selten ist es vorgekommen, daß ein Kind in dem qualenden Widerspruch der Gefühle, die eine ungerechte Behandlung in der Schule auslöste, keinen anderen Ausweg wußte als den Selbstmord.

Noch andere Erwägungen sprechen gegen die Lokation. Vielen Kindern ist das Verlangen nach einem höheren Klassenplatz der einzige oder doch hauptsächlichste Ansporn zum Lernen; statt des Interesses und der Freude an der Arbeit spielt der Ehrgeiz die Rolle des Erziehers. Das ist pädagogisch durchaus verwerflich. Der Ehrgeiz darf kein Erziehungsmittel sein. Er erstickt alles kameradschaftliche Empfinden, lähmt das Pflichtgefühl oder lenkt es in falsche Bahn, hindert die Entfaltung des Solidaritätsbewußtseins und fördert alle unsozialen Triebe im Kinde: „Das fremde Urteil steht dem Jüngling im Vordergrund. Um dessen willen arbeitet er. Sein Ehrtrieb schaut stets mit scheelem Blick auf diesen oder jenen Mitschüler, dem er es zubortum soll oder hochmütig auf den, dem er vorbeigekommen ist. Immer aufs neue wird er angestachelt. Sein Sinn für die Gemeinschaft wird verdorben. Keine Hilfe, keine Förderung gönnt er dem Schwachen, geschweige, daß er sie ihm selbst gewähre. Sein natürliches Rechtsempfinden wird verdreht. Nicht Tugenden der Treue, des Fleißes u. a., die doch darauf vollen Anspruch haben, werden belohnt, der Egoismus findet seine Krone. Damit zieht ein ganzes Heer von Fehlern in das Herz des Jünglings ein, samt einer Fülle von Keimen, die zukünftige Selbstqualen und Leiden bringen. Vor allem wird dem Jüngling der Segen der Arbeit vergiftet, er wird aus dem Paradiese derselben mit zweischneidigem Schwerte hinausgetrieben“ (Lobstein). Wie verderblich der Ehrgeiz auf das kindliche Geistes- und Gemütsleben zu wirken vermag, beweisen außer den schon erwähnten Fällen, in denen es zum Selbstmord gekommen, auch verbrecherische Handlungen, die aus solchen Motiven hervorgegangen sind. Erst vor ein paar Jahren verübte in Berlin ein sonst ganz braver Gemeindegelübter ein Messerattentat auf einen Klassenlehrer, weil er als erster in der Klasse heruntergesetzt worden war. Einrichtungen und Erziehungsmittel, die zu solchen Resultaten führen, haben ihre Erziehungsberechtigung in der Schule verloren. Darum sollte Henker Zopf gemeinsam mit Henker Drill den Laufpaß erhalten.

Patentschau.

Der moderne Landwirt weiß ganz gut in seinem Betrieb die Erzeugnisse der Technik und Industrie zu verwerten. Von einem solchen modernen praktischen Agrarier dürfte auch eine in Deutschland patentierte Erfindung ausgehen. Es handelt sich um eine Anzeigevorrichtung für Geburtsnot bei Tieren. Die Vorrichtung besteht aus einer elektrischen Alarmvorrichtung, die durch einen Schwimmer betätigt wird. Der Stallfußboden erhält nämlich eine Abflussrinne, durch die das vor der Geburt vom Tiere aus-

geschleudertes Fruchtwasser in ein Gefäß abfließt. In diesem Gefäß befindet sich der oben erwähnte Schwimmer, der durch das Fruchtwasser gehoben wird und so einen elektrischen Kontakt schließt. Es können dann eine oder mehrere an verschiedenen Stellen befindliche Alarmklingeln ertönen. Die Technik hilft aber dem Landwirt nicht nur in seinem Betriebe, sondern lehrt ihn auch seine Produkte besser zu verwerten. So ist z. B. einem Dänen ein Verfahren zur Herstellung einer plastischen Masse aus Kasein, einem Stoff, der hauptsächlich in der Milch enthalten ist, patentiert. Das nach diesem Verfahren aus der Milch hergestellte Kasein ist eine gummiartige Masse, die unmittelbar form- und pressbar ist und zu verschiedenen Gegenständen verarbeitet werden kann. Auch die Galalith genannte Masse, die besonders in der Elektrotechnik geschätzt wird, wird auf ähnlichem Wege gewonnen.

Ein beliebtes Feld für Erfinder ist es, bekannten Stoffen neue Gebrauchsmöglichkeiten zu geben. So ist das Papier bereits für alle möglichen Zwecke vorgebildet. In letzter Zeit hat sich z. B. eine rheinische Firma durch ein Gebrauchsmuster ein Papierhandtuch schützen lassen, ein Gedanke, der vom hygienischen Standpunkt nur zu begrüßen ist. Einer englischen Firma wurde wieder ein Patent auf einen Spudnapf erteilt, der aus einem einzigen zusammengefalteten Blatt Papier besteht und einen besonderen durch eine Feder oder eine Gummifeder gehaltenen Deckel hat. Ins Gebiet der Hygiene gehört auch die für Sprechapparate jeder Art, in erster Linie Telefone, bestimmte Desinfektionseinrichtung, die aus einem Verschlussdeckel des Sprechtrichters besteht. In diesem Deckel befindet sich eine Düse, die mit einem kleinen, ein Desinfektionsmittel enthaltendem elastischem Ball in Verbindung steht. Durch einen leichten Druck auf diesen Ball kann dann der Sprechtrichter vor jedesmaligem Gebrauch desinfiziert werden.

Zu den wichtigsten Errungenschaften der neueren Hygiene gehört die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Straßensaubes. Man hat daher dem Staub den „Krieg bis aufs Messer“ erklärt. Besonders wichtig sind in dieser Hinsicht die Versuche, die Staubentwidelung auf den Straßen, speziell auf den Landstraßen, einzuschränken. Dies geschieht durch Besprengen mit staubbindenden Mitteln wie Bestrumit oder durch Leeren. Nach Erfahrungen, die das städtische Bauamt in Nürnberg in dankenswerter Weise veröffentlicht, ist eine gut haussierte Straße, die gut geteert ist, fast einer asphaltierten Straße ebenbürtig, wenn kein allzu lebhafter Verkehr stattfindet. Sonst, besonders wenn Gleise vorhanden sind, ist eine geteerte Straße nur wie eine geschotterte Straße zu bewerten. Allerdings müssen auch geteerte Straßen gereinigt werden, da sonst trotz der Teerung Staubbildung auftritt. Besondere Vorzüge bieten solche geteerte Straßen bei Tau und anhaltendem Regenwetter, da sie nicht so sehr aufweichen. Auf jeden Fall sind sie besser benutzbar und billiger zu unterhalten. Die Gewerkschaft Eduard in Langen bei Darmstadt hat sich ein neues Verfahren zum Binden von Staub patentieren lassen, das dadurch gekennzeichnet ist, daß zur Besprengung die Abfalllaugen der Sulfitzellulosefabrikation allein, oder in Verbindung mit Teer verwendet werden, nachdem sie vorher der Behandlung mit Säure unter Erhitzung unterworfen worden sind. Dies Verfahren kann nicht nur für Straßen, sondern auch für Bergwerke und andere Stellen, wo große Staubbildung auftritt, mit Erfolg verwendet werden.

Die große Staubbildung auf den Straßen ist in erster Linie dem Ueberhandnehmen der Automobile zuzuschreiben. Dem Automobilverkehr in größtem Maßstabe und besonders dem Lastenverkehr stehen besonders die großen Betriebskosten im Wege. Diese werden zum größten Teil durch den Verschleiß der Gummibereifung verursacht. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn der Techniker die Gummibereifung möglichst zu schützen sucht. D. R. P. 200 091 zum Beispiel gibt ein Schutzmittel für elastisch nachgiebige Reifen von Straßenfahrzeugen an, das dadurch gekennzeichnet ist, daß haltbares Leder den Reifen entweder ganz oder teilweise umgibt oder in demselben eingebettet ist. D. R. P. 200 286 schützt wieder ein Rad mit elastischer Vereifung der Felge und mit metallischem Laufstrang. Dieses Rad, das also zwar Gummireifen besitzt, aber dennoch auf Metall läuft, dürfte in erster Linie für Lastwagen in Frage kommen. Für Personenzüge dürften doch die Stöße zu arg werden.

Es wird wohl wenig bekannt sein, daß es bereits eine nicht unbedeutende Industrie gibt, die Seide usw. auf künstlichem, chemischem Wege erzeugt. In einer der letzten Nummern des „Patentblattes“ sind zwei Erfindungen auf diesem Gebiete veröffentlicht. Die eine geht von den Vereinigten Kunstseidefabriken, Aktiengesellschaft, in Kesslerbach a. M. aus, während die zweite einer auf dem Gebiete der photographischen Trockenplatten bekannten französischen Firma erteilt ist. Nach dem zweiten Verfahren werden die künstlichen Textilsäden aus der gefährlichen, sonst zur Sprengstoffherzeugung benutzten Nitrozellulose erzeugt, während das erste Verfahren eine Herstellung von bestimmten Zelluloselösungen umfaßt, die sich in Mineralsäuren zu glänzenden Fäden, Häutchen oder dergleichen verarbeiten lassen.

Für die Textilindustrie im allgemeinen ist ein Patent interessant, dessen Titel im schönsten Patentdeutsch lautet: „Vorrichtung zum Abmessen und Abschneiden von Gewebestücken und zum Aufwickeln des abgemessenen in seiner Länge vorbestimmten Teiles derselben“.

Mit anderen Worten eine Maschine, die von einem fortlaufenden Stoff automatisch eine beliebig einstellbare Länge aufwickelt, abschneidet und die Länge des aufgewickelten Stückes auf einem Zählstreifen ausdrückt. Arbeiten, die von der Hand nur unsicher und mühsam erledigt werden. Die Handarbeit wollen noch zwei andere Erfinder auf anderen Gebieten ausschalten. Der eine läßt sich eine Vorrichtung zum Abstellen und Formen von Teig zur Herstellung von Brötchen oder ähnlichen Backwaren, der andere eine Windemaschine zum Herstellen von Girlanden, Kränzen und dergleichen patentieren.

Zum Schluß seien noch zweier Patente gedacht, die Leben und Tod in eigentümlicher Weise gerecht werden wollen. Eine amerikanische Gesellschaft mit dem vielversprechenden Namen: Amusement Company of America erhält ein Patent auf eine Vergnügungsvorrichtung, die dadurch gekennzeichnet ist, daß eine Blattform so schnell in Umdrehung versetzt wird, daß auf ihr befindliche Personen durch die Zentrifugalkraft heruntergeschleudert und durch eine Auffangvorrichtung ohne Verletzung aufgefangen werden. Zwei Brüder aus Posen hingegen nehmen ein Gebrauchsmuster auf einen Sarg, der nach oben zu öffnende Klappen, einen Spiegel im Deckel und eine elektrische Signallvorrichtung erhält. Sth.

Kleines feuilleton.

Technisches.

Torfbriletts. Einem schwedischen Ingenieur, Dr. Marlin Elenberg, ist es nach der „Zeff. Ztg.“ gelungen, aus Torf einen hochwertigen Ersatz für Kohle zu gewinnen. Der Plan, aus Torf ein gutes Heizmittel herzustellen, ist früher schon oft in Angriff genommen, aber nie zufriedenstellend ausgeführt worden. Im Jahre 1903 trat Elenberg mit seiner Erfindung hervor, und jetzt hat er sie in seinem Laboratorium in London so weit ausgebaut, daß sie in der Praxis in großem Maßstabe angewendet werden soll. Das Problem beruht darin, daß dem Torf die großen Wassermengen entzogen werden müssen, die bis zu 90 Proz. darin enthalten sind. Auf mechanischem Wege, etwa durch Pressen, ist dies bei der eigentümlichen Konsistenz des Torfes nicht möglich; Trocknen durch Erhitzen dagegen wäre zu kostspielig. Elenberg setzt den Torf überbigtem Wasser aus und erreicht dadurch, daß eine Masse entsteht, aus der das Wasser mechanisch ausgepreßt werden kann, so daß ein festes, kohleähnliches Feuerungsmaterial von hohem Heizwert zurückbleibt. Greenwicher Professoren haben die Briletts geprüft und ihr Gutachten dahin abgegeben, daß die Briletts, die bei einer Temperatur von 155 Grad Celsius hergestellt worden waren, rund zwei Drittel so viel Heizwert hatten wie gute englische Kohle; noch höher war der Heizwert der bei 200 Grad Celsius gewonnenen Briletts; sechs Gewichtsteile davon erzeugten ebenso viel Wärme wie fünf Gewichtsteile Kohle. Mit den allerbesten englischen Kohlenarten halten diese Briletts den Vergleich zwar nicht aus; der Braunkohle, aus der man gewöhnlich Briletts herstellt, sind sie dagegen überlegen. Zudem haben sie den Vorteil, wenig Rauch zu entwickeln und nur wenig Rückstände zu hinterlassen.

Getrocknete Kartoffeln. In der Obst- und Gemüseverwertung wird immer nach neuen Methoden geforscht, um die leicht vergänglichen organischen Stoffe für längere Zeit haltbar und gebrauchsfähig zu machen. Neuerdings hat man das Hauptaugenmerk auf die Kartoffeltrocknung gelenkt. Es sind im letzten halben Jahrzehnt allein in Deutschland einige hundert Anlagen entstanden, die die Verwertung der Kartoffel durch Trocknen sich zur Aufgabe gemacht haben. Die Leistungsfähigkeit all dieser Anstalten ist jedoch noch recht gering und das Produkt wird zu kostspielig. Gelegentlich der Tagung des „Volkswirtschaftlichen Vereins zur Förderung der Obst- und Gemüseverwertung in Deutschland“ zu Erfurt wurde auf ein neueres Verfahren dieser Art aufmerksam gemacht, das berufen erscheint, die Konservierung der Kartoffel in neue Bahnen zu lenken. Wenn dies Verfahren hält, was es verspricht, so wird damit der Volksernährung ein wesentlicher Dienst geleistet sein. Die getrocknete Kartoffel ist weiter noch für Futterzwecke zu verwenden. Darum ist ein geeignetes Konservierungsverfahren um so höher einzuschätzen, zumal in feuchten Jahren die Haltbarkeit der frischen Kartoffelknolle eine recht geringe ist.

Dieses neue Verfahren wurde in einer Berliner Fabrik praktisch erprobt und lieferte zufriedenstellende Ergebnisse; es konnten in vier- undzwanzig Stunden unter Aufwendung von 15—18 Zentnern Braunkohlengrus 300 Zentner Kartoffeln getrocknet werden. In einem Backofen werden die Knollen bei etwa 280 Grad gebacken. Das Fleisch löst sich von der Schale, wird sehr mürbe und verliert 20 Proz. seines Wassergehalts. Die Knollen werden in dem Ofen durch zweckentsprechende Einrichtung ständig in Bewegung gehalten. Nach dieser Prozedur werden die Kartoffeln im Entschaler von der Schale befreit, wobei gleichzeitig ein weiterer Wasserverlust von 10 Proz. erzielt wird. Das Kartoffelfleisch wandert dann endlich in den eigentlichen, durch Dampf geheizten Trockenapparat. Das Endergebnis dieses Prozesses ist in seiner Menge abhängig von dem Feuchtigkeitsgehalt der Rohware.